

Quelle stern vom 15.07.2010
Seite 26-40
Nummer 29
Rubrik Deutschland
Autor Werner Schmitz



Die Seele vom Revier

Der Ruhrpott, Europas Kulturhauptstadt 2010, sucht nach einer Zukunft ohne Kohle und Stahl. Der stern porträtiert Menschen, die diese Suche mit viel Herzblut betreiben. Und ein alter Ruhri nimmt Abschied von manchem lieb gewordenen Klischee

Vor dem Haus meines Nachbarn steht die schwarze Lore.

Das ist nicht des Nachbarn Gattin, sondern ein Schmuckstück, wie der Ruhri es liebt. Die Lore ist ein Eisenbahnwägelchen, in dem unter Tage die Kohle befördert wurde. Der Nachbar hat ein Stück Schienen in Kies gebettet und die Lore daraufgesetzt. Mattschwarz angestrichen steht sie auf dem Rasen.

Mit Erde gefüllt, mit Blumen bepflanzt. Eine Azalee, zwei Rosen und ein Immergrün. Genau wie auf dem Friedhof.

Seitdem der Bergbau so gut wie tot ist im Kohlepott, sammeln wir seine Reliquien:

Loren im Vorgarten, Grubenlampen in der Kellerbar, Abbauhämmer an der Kneipenwand. "Dein Grubengold hat uns wieder hochgeholt, du Blume im Revier," dröhnt Herbert Grönemeyers Bochum-Lied vor jedem Heimspiel des VfL aus den Stadionlautsprechern. Tausende singen mit. Gänsehäutig.

Der Ruhri war nicht immer so sentimental, wenn es um den Bergbau ging.

Keinen Kilometer entfernt von des Nachbarn Bergbaukitsch stand einst der Schacht Goliath, vom Volksmund sarkastisch "Golgatha" benannt. Heinrich Kämpchen, Bergarbeiter, Streikführer, Dichter, schrieb über diesen Pütt:

"Aber nicht allein nur du, Schädelstätte auf der Heid, gabst dem Bergmann frühe Ruh ... 'Schädelstätten' sind sie all - uns're Gruben im Revier." Bergarbeit war Knochenmaloch, hart, heiß, hässlich. "Kollaapen" nannte meine Großmutter die kohlschwarzen Hauer, Kohlenaffen heißt das auf Hochdeutsch. Ihr Mann arbeitete sein Lebtag auf dem Pütt. Über Golgatha schwebte kein "Schachtzeichen", einer jener gelben Ballons voll heißer Luft, die im Mai zur Feier der Kulturhauptstadt Ruhr 2010 über vielen stillgelegten Zechen hochgelassen wurden. Die "Zeche Schädel-

stätte" ist verfüllt und vergessen. Heinrich Kämpchen erging es nicht viel besser. Die Kohlebarone setzten ihn nach dem großen Bergarbeiterstreik auf die schwarze Liste. Er fand nie wieder Arbeit. Behörden bespitzelten ihn, weil er im Verdacht stand, "der Sozialdemokratie zu huldigen". Ab und zu besuche ich das Grab des ollen Heinrich, bringe ihm ein paar rote Blümchen und beobachte die Witwen, die "den Opa fertig machen". So nennt man bei uns im Pott die Grabpflege.

Warum hängen wir Ruhris immer noch am Schacht? Trotz schlagenden Wettern und Steinstaublung, die frühen Tod oder langes Siechtum brachten? Trotz Zechenhalden und Industriebrachen, die er uns als Altlasten hinterließ? Die Antwort ist einfach: Ohne Kohle kein Kohlepott, und ohne Kohlepott kein Ruhri. Mehr als fünf Millionen Menschen leben hier auf engstem Raum zusammen. Urenkel der heimischen Kötter und Knechte. Enkel der eingewanderten Polen.

Kinder der als "Gastarbeiter" angeworbenen Italiener, Griechen, Spanier, Portugiesen, Türken. Alle kamen wegen der Arbeit bei Kohle und Stahl. Der Pott war einst Boomtown.

Aber der Boom ist lange vorbei, die Montanindustrie fast verschwunden aus dem Revier.

Vielleicht hilft ein Vergleich, dem Außenstehenden den Verlust zu verklären. Stellen Sie sich vor, liebe Hamburger, Ihr heiß geliebter Hafen würde dichtgemacht! Die Kräne verschrottet, die Docks abgerissen. Ein Albtraum, oder? Hamburg ohne Hafen, das ist wie Ruhrpott ohne Kohle.

An Ruhr und Emscher versuchen die Politiker, aus der Not eine Tugend zu machen. Industriekultur ist das Zauberwort.

Zeche Zollverein in Essen, der Gasometer in Oberhausen, die Jahrhunderthalle

in Bochum werden posthum zu "Kathedralen des Industriezeitalters" erklärt und der Kultur geweiht. Dieser Umgang mit den Hinterlassenschaften der Krupps und Thyssens ist der Hauptgrund dafür, dass Essen den Zuschlag als Europäische Kulturhauptstadt 2010 für das Ruhrgebiet bekam. Endlich eine Gelegenheit, dem Rest der Republik zu zeigen, wie grün, urban, gebildet und kulturbeflissen der Ruhrpott geworden ist! Wir brauchen uns, was Universitäten, Theater oder Museen angeht, hinter niemandem mehr zu verstecken. Stadtmütter und -väter zeigen voller Stolz ihre neuen Babys. Gelsenkirchen nennt sich Solarstadt. Was Freiburg im Breisgau recht ist, ist Gelsenkirchen billig.

Bestes Beispiel für den Strukturwandel ist das Technologie-Zentrum an der Dortmunder Technischen Universität. 280 Unternehmen haben sich hier in den vergangenen 25 Jahren angesiedelt. 8500 Arbeitsplätze sind entstanden. Die Firmen profitieren von der engen Verzahnung mit der renommierten TU, an der 24 000 Studenten eingeschrieben sind. Prorektor Uwe Schwiegelshohn nennt den Campus an der B 1 "eine Keimzelle des Wandels im Ruhrgebiet". Übertreibungen sind dem nüchternen Elektrotechniker fremd. "Der Strukturwandel ist ein evolutionärer Prozess", doziert er. "Uni und Technologie-Zentrum strahlen erst mit der Zeit in die Stadt aus.

Bis diese Ausstrahlung den Dortmunder Norden erreicht, wird es noch eine ganze Weile dauern." Wenn überhaupt. Doch die Besucher der Kulturhauptstadt Ruhr 2010 kommen nicht ins Revier, weil es in Teilen den Anschluss an die Moderne gefunden hat. Die Relikte der Schwerindustrie sind es, die die Gäste anziehen. Freunde aus der Schweiz, die uns im Juni besuchten, wollten weder das Essener Aalto-Theater sehen noch das Dortmunder Techno-

logie-Zentrum. Ihnen stand der Sinn nach "Industriekultur". Einen ganzen Tag lang trieben sich die Luzerner auf Zeche Zollverein herum und hatten immer noch nicht genug. Also zeigte ich ihnen die Bochumer Jahrhunderthalle. Sie waren begeistert. Mir war mulmig um die Rosette. Ein Hochdeutscher würde "schwer ums Herz" sagen. Die Jahrhunderthalle war einst Gebläsemaschinenhalle für die Hochöfen des "Bochumer Vereins". Mein Vater hat in dem Gussstahlwerk 40 Jahre lang gearbeitet. Als Lehrling wurde ihm der rechte Arm in der Drehbank verkrüppelt, als Hilfsarbeiter im Geschossbau hat er die Bombenangriffe auf den Rüstungsbetrieb überlebt, als Frühinvalide ist er ausgeschieden beim Bochumer Verein, wie das Stahlwerk damals hieß. Mein Vater nannte den BV trotz allem "mein Verein".

Für seinesgleichen stanken die Schloten nicht nur nach Schwefel und Gas, sie rochen auch nach Arbeit und Brot.

Heute liegt das Gelände des Bochumer Vereins, groß wie ein ganzer Stadtteil, brach. Kommunalpolitiker haben es zum "Westpark" ernannt, mit Rasen und Radwegen aufgehübscht, die Jahrhunderthalle in einen Glaspalast für Kulturereignisse verwandelt. Im Sommer findet hier die Ruhrtriennale statt, ein hochfliegendes Theaterfestival, und einmal jährlich werden an Prominente, die bereit sind, den Preis eines privaten Impresarios anzunehmen, sogenannte Steiger Awards verliehen.

Steiger waren die Aufseher der Kumpel im Pütt. SPD-Mann Heinrich Kämpchen hatte sich deshalb geweigert, Steiger zu werden. SPD-Mann Johannes Rau dirigierte jede Bergmannskapelle, derer er habhaft werden konnte, solange sie nur für ihn "Glück auf, Glück auf! Der Steiger kommt" blies.

2010 spielten sie in der Jahrhunderthalle das Steigerlied für Alfred Biolek und Prinzessin Haya von Jordanien.

Die 18 000 Arbeitsplätze, die es beim Bochumer Verein 1965 noch gab, sind weg. Nur die Menschen, die sie brauchten, sind noch da. Von den Vorzeigeobjekten der Kulturhauptstadt Ruhr nur ein paar Minuten Fußweg entfernt, leben sie in abgewirtschafteten Stadtteilen wie Bochum- Hamme oder Essen-Katernberg, verharteten Quartieren mit Migrationsvordergrund, in denen Ein-Euro-Läden die besseren Geschäfte und Moscheen mit Minarett die schönsten Gebäude sind. Kulturhauptstadt-Besucher verirren sich nicht in diese Gegen-

den. Selbst meine Schweizer Freunde konnte ich nicht dazu bewegen, von Zollverein aus ein paar Schritte weiter rein nach Katernberg zu gehen.

Das Besondere am Ruhrpott war neben der Schwerindustrie der Menschenschlag, den sie hervorbrachte. Mitgefühl mit dem Nachbarn, Solidarität mit den Kollegen, Stolz auf die harte Arbeit, die man leistete, und den Stand, dem man angehörte.

Das zeichnete den klassischen Ruhri aus. "Ich bin Arbeiter.

Wer ist mehr?", fragte mein Vater und spottete über die Heilsversprechungen der Religion: "Du armer Kumpel hier auf Erden, im Himmel sollst du Steiger werden." Mit der Schwerindustrie schwindet auch diese Mentalität, im Angestelltenmilieu der Hellwegzone ebenso wie in den abgehängten Quartieren nördlich des Ruhrschnellwegs. Es geschieht nur auf sehr unterschiedliche Weise. Bei den Dienstleistern wächst sich das alte Gemeinschaftsgefühl - Klassenbewusstsein nannte man so was früher - von Generation zu Generation langsam aus und macht postmoderner Beliebiger Platz. In den ehemaligen Arbeitervierteln bei der neuen Unterschicht ist es schon längst durch Perspektivlosigkeit, Misstrauen und Isolation verdrängt. Wo einst Malocher nach der Schicht zusammen in der Eckkneipe ein Bier tranken, hockt heute der Arbeitslose allein mit Schlopihalido vorm Fernseher. Für Nicht-Ruhris: Schlopihalido sind Schloss-Pils-Halbliterdosen.

In den heruntergewirtschafteten Stadtteilen des Reviers regieren Armut, Arbeitslosigkeit und Resignation. Weniger als ein Drittel der Deutschen geht dort noch zur Kommunalwahl.

Berücksichtigt man den hohen Ausländeranteil, sind das geschätzte zehn Prozent der Erwachsenen. In Essen kann man den Gesundheitszustand der Kinder eines Quartiers anhand der Wahlbeteiligung der Eltern exakt voraussagen: Im Norden, wo die wenigsten wählen, ist er am schlechtesten.

Natürlich haben andere Großstädte ähnliche Probleme.

Das Ruhrgebiet treffen sie allerdings härter, weil es aufgrund seiner Geschichte als reine Industrieregion viel mehr "Unterschicht" beheimatet. Außerdem fehlt eine breite Mittelschicht, wie sie in gewachsenen Städten existiert. Im Kohlenpott standen sich "wir hier unten" und "die da oben" ungepuffert gegenüber.

Die Kluft zwischen dem reichen Süden und dem armen Norden wird tiefer, auch weil viele Mittelschichtfamilien ins grüne Umland des Reviers gezogen sind.

"Was aus einem Kind im Ruhrgebiet wird, hängt in erster Linie von seiner Adresse ab", urteilt eine Gruppe von Bochumer Soziologen um Professor

Peter Strohmeier. "Zwar ist es zutreffend, dass durch den Ausbau von Schulen und Universitäten im Ruhrgebiet der Anteil von Menschen mit höherer Bildung seit den 1970er Jahren zugenommen hat", schreiben die Wissenschaftler der Ruhr-Universität. "Genauso richtig ist aber auch, dass die Anteile von Menschen ohne Qualifikation gewachsen sind." Ihr Fazit: "Die These von der neuen sozialen Mitte des Reviers ist schlicht falsch." Soziale Segregation nennen Gesellschaftswissenschaftler dieses Phänomen, eine scharfe, auch räumliche Trennung zwischen Arm und Reich. Dazwischen liegen Welten. Beispiel:

Ein Lehrer aus dem Essener Norden macht mit seiner Klasse einen Ausflug an den Baldeneysee im grünen Süden der Stadt. Eine Schülerin mit Migrationshintergrund, die - wie viele - noch nie aus ihrem Stadtteil herausgekommen ist, fragt ihn: "Ist das hier noch Deutschland?" Mein Vater hatte eine Menge Sprüche auf Lager. Sein bester: "Du kannst dich drehen und wenden, wie du willst, der Arsch bleibt immer hinten." Es gibt Menschen im Ruhrgebiet, leitende Herren im öffentlichen Dienst zumeist, die zum Beweis des Gegenteils Pirouetten drehen, bis es sie schwindelt. Christoph Zöpel, zehn Jahre Landesminister für Stadtentwicklung unter Johannes Rau, ist der Vorturner dieser Riege. Er war es, der Zeche Zollverein unter Denkmalschutz stellte und die Internationale Bauausstellung Emscher Park ins Leben rief. Seinen Visionen über die Zukunft des Reviers hat Zöpel den Titel "Ruhr Angeles: Metropole in der globalisierten Welt" gegeben. Die von ihm erträumte Stadt "Ruhr", zu der er die sich standhaft weigernden Städte von Hamm bis Düsseldorf vereinen will, vergleicht der Exminister mit Los Angeles. "Ruhr ist - aus dem All gesehen - ein Lichtermeer.

Ruhr darf dieses global strahlende Licht nicht unter den Scheffel stellen", warnt Zöpel. Mit einer kühnen Prognose wirkt er dieser Gefahr entgegen. "2031: Ruhr Angeles ist nicht entstanden, sondern es gibt Ruhr. Metropole, Megastadt und Global City ... Angeles versucht jetzt, von Ruhr zu lernen." Zur Erinnerung:

Gelsenkirchen hat zwischen 1962 und 2007 30 Prozent seiner Einwohner verloren, Duisburg 25, Herne 23 und Essen 22 Prozent. Und alle Prognosen kommen zum selben Ergebnis: Die Einwohnerzahl des Ruhrgebiets wird weiter schrumpfen, der Ruhr als solcher wird immer älter.

Völlig verslumen oder verschwinden werde der Pott sicher nicht, sagt der Bochumer Historiker Klaus Tenfelde. "Selbst wenn wir auf drei Millionen runtergehen, ist das immer noch ein Riesemarkt, der per se eine Menge Arbeitsplätze braucht." Es ist nicht einfach, mit Verlust und Wandel umzugehen.

Wir Menschen an Ruhr und Emscher sind auf der Suche nach einem Weg in die Zukunft. Irgendwo zwischen Depression und Größenwahn muss er liegen.

Vielleicht entlang der A 40, die am kommenden Sonntag komplett gesperrt wird. Dann tafelt der ganze Ruhrpott zusammen auf der Trennungslinie zwischen Arm und Reich.

Mitarbeit: Gerd Elendt, Frank Gerstenberg

Fotos Peter Rigaud

Grafik:

Das Ruhrgebiet ist mit mehr als fünf Millionen Einwohnern auf rund 4440 Quadratkilometern einer der größten Ballungsräume Europas

Bildunterschrift:

Jörg Juretzka, 55, Krimiautor, Mülheim
Sie nennen ihn den Revier-Chandler.

Wegen der präzisen Dialoge und des lakonischen Stils seiner preisgekrönten Krimis um den Privatdetektiv Kryszinski.

Juretzka lebt und arbeitet gern in seiner Heimatstadt. "Hier versteh ich mich mit den Leuten.

Wir sprechen dieselbe Sprache." Seinen Ermittler schickt er ab und an auf literarische Reisen - in die Alpen, nach Spanien. "Kryszinski trägt die Aura des Ruhrgebiets überall mit hin." Seit dem Verschwinden der Schwerindustrie drohe der Pott allerdings zu verweichlichen.

"Hier ist es in den letzten 20 Jahren beliebiger geworden." Exzimmermann Juretzka ist auch als Schriftsteller ein harter Knochen geblieben. Wenn die Dichterei wieder nicht genug Geld abwirft, malocht er auf dem Bau. Doch beklagen will er sich nicht. "Jammern können die Leute hier nicht ab. Wenn du damit anfängst, fragen sie: Hasse kein Friseur, deme dat erzähl kannz?" Jörg

Juretzka auf der Hochofenanlage eines stillgelegten Hüttenwerks in Duisburg-Meiderich

Tanja Edelhoff, 42, Modeberaterin, Dortmund
Ihren Eltern war es im Ruhrgebiet zu eng geworden, und so kam die Tochter in Versailles zur Welt. In der Schule sprach Tanja Französisch, zu Hause Deutsch. Wenn die langen französischen Schulferien anstanden, freute sich das Kind auf vier Wochen Besuch bei Oma in Dortmund.

Und wenn für Borussia wichtige Fußballspiele anstanden, kam sie mit dem Bruder zum Anfeuern.

Als 16-Jährige begann Tanja Edelhoff sich für Mode zu interessieren.

Ihr erstes Praktikum machte sie nicht in der Modestadt Paris, sondern beim damaligen Wattenscheider Modekönig Klaus Steilmann. "Ein Glücksfall. Das war ein Unternehmer zum Anfassen." Nach dem Studium heuerte sie wieder bei Steilmann an. Heute hat Tanja Edelhoff eine eigene Modeberatungsfirma in Dortmund und wohnt mit ihrer Familie im umgebauten Haus der Oma.

Tanja Edelhoff vor dem ehemaligen Gär- und Lagerhochhaus der Union-Brauerei, dem Wahrzeichen von Dortmund

Tom Angelripper, 47, Sänger der Metal Band Sodom, Gelsenkirchen
Zehn Jahre war Thomas Such als Grubenschlosser auf Zeche "Hugo" unter Tage, 1200 Meter tief. Wie Vater Alfred, Opa Karl und Onkel Günther.

Doch 1989 passten Auftritte als Leadsänger "Tom Angelripper" der Heavy-Metal-Band Sodom in Tokio, New York und Las Vegas nicht mehr zusammen mit der Wechselschicht aufm Pütt. Der Steiger hatte die Nase voll: "Du kannst mich am Arsch lecken. Entweder du malochst hier oder machst Musik." Tom verließ Kumpel und Kohle, blieb aber im Herzen immer Bergmann, auch nach 1,5 Millionen verkauften Platten.

"Die Gemeinschaft aufm Pütt ist einzigartig." Den Pütt gibt's nicht mehr, seine Freunde von früher schon. Nie würde er daher aus Gelsenkirchen wegziehen, sein Reihenhaus mit Gärtchen aufgeben. Oder seinen alten Zechenkumpel Johannes Wilde, der in seinem Kleinen Museum vom Aborteimer bis zur Grubenlampe alles gesammelt hat, was irgendwie mit "Hugo" zu tun hat. "Man muss die Tradition bewahren", sagt Tom.

Tom Angelripper im Museum auf dem Gelände der stillgelegten Zeche "Hugo". Er trägt eine alte Knappenjacke, die frü-

her der Bergmann nach der Lehre tragen durfte

Uwe Schwiegelshohn, 51, Prorektor der Technischen Universität, Dortmund
"Fußball ist für künstliche Intelligenz viel schwieriger als Schach", sagt Elektrotechnik-Professor Schwiegelshohn.

"Unsere Roboter müssen die Welt erkennen und darauf reagieren." Sein Team, die Nao Devils Dortmund, kämpft seit Jahren gegen Teams anderer Unis um den "RoboCup". Das Ziel der Wissenschaftler: 2050 mit dann größeren Robotern gegen den amtierenden menschlichen Fußballweltmeister zu gewinnen. Das Spiel mit den kickenden Robotern ist kein Selbstzweck.

Die dabei entwickelten Algorithmen und Verfahren sind auf andere Einsatzgebiete übertragbar. Schwiegelshohn:

"Ein automatischer Pilot im Pkw steht vor ähnlichen Problemen wie unsere Robo-Kicker." Zur Begrüßungsveranstaltung vor jedem neuen Semester lädt der Professor die Studenten aber erst einmal in eine der Arenen des legendären Ruhrgebiets-Fußballs - ins Stadion von Borussia Dortmund.

Prof. Schwiegelshohn im Institut für Roboterforschung an der TU Dortmund
Asli Sevindim, 36, Radio- und Fernsehjournalistin, Duisburg-Marxloh
Sie tut den Menschen in Duisburg gut. Asli hört zu, sie ist frech, sie ist intelligent. Und sie ist erfolgreich: erste türkische Moderatorin der "Aktuellen Stunde" im WDR-Fernsehen, Autorin der deutsch-türkischen Familiengroteske "Candlelight Döner". Asli Sevindim ist ein Kind des Ruhrgebiets. Ihre Eltern stammen aus Westanatolien. Asli kam in Marxloh zur Welt. Da gab es noch Arbeit als Kranfahrer für den Vater.

Das ist vorbei. Vor wenigen Jahren standen in Marxloh ganze Straßenzüge leer. Für Asli Sevindim bleibt Marxloh dennoch ihr Zuhause. "Weil hier meine Wurzeln sind." Sie hat einen "Beschützerinstinkt" für den Stadtteil entwickelt, hat sich der Imagekampagne "Made in Marxloh" angeschlossen. "Ein Ort ist immer so gut, wie man ihn macht", sagt sie.

Asli Sevindim auf einem alten Eisenbahnwaggon, im Hintergrund die vor zwei Jahren eröffnete Merkez-Moschee
Ernst Hellmich, 76, Taubenvater, Bochum
"Jeden Tag drei Stunden Arbeit im Taubenschlag. Von April bis September jedes Wochenende Flüge. Das macht doch heute keiner mehr mit." Ernst Hellmich betreibt den letzten reisenden Schlag des Brieftaubenvereins

"Heimat" in Bochum-Eppendorf. "Früher haben bei uns im Klub ein gutes Dutzend Kollegen Tauben geschickt", erinnert er sich an bessere Zeiten. "Da wurde auch noch viel mehr gewettet." Der Kontakt zu den anderen Züchtern fehlt Ernst Hellmich heute. Nur sonntags kommen zwei, drei von ihnen noch vorbei, wenn Hellmichs Tauben nach 600 Kilometer Flug im Schlag einfallen. 100 km/h machen sie bei gutem Wind. Seit 1948 züchtet Ernst Hellmich Brieftauben. "Zwischendurch hab ich 15 Jahre lang keine Tauben geschickt, weil ich am Wochenende oft arbeiten musste." Hellmich hatte dann Notdienst als Installateur bei den Bochumer Stadtwerken.

In jenen Jahren hat er Kaninchen gezüchtet, Deutsche Riesen grau, und ist damit auf der 13. Rammlerschau Bundesieger geworden. Doch seine Liebe blieben die Tauben. "Das sind meine Königinnen der Lüfte", sagt Hellmich und wirft einen besorgten Blick gen Himmel. "Der Habicht lauert oft in der Buche." Ernst Hellmich in seinem Taubenschlag

Margitta Kochman, 57, Malerin, Bochum Über das Thema ihrer Diplomarbeit stolperte Margitta Kochman auf einer Wattenscheider Zechenbrache. "Da wuchs ein Hagebuttenstrauch aus einem Betonsockel." Die Malerin war beeindruckt vom Lebenswillen der Rose. "Tod und Leben, Stärke und

Schwäche. Auf so einer Industriebrache findet sich alles." Seitdem malt Kochman Landschaften mit Schrott. Sie hat ein bewegtes Leben hinter sich:

Hilfsarbeiterin in Kabelwerken, umgeschulte Floristin, Taxifahrerin, Schneiderin. Jetzt arbeitet sie an einem Theaterprojekt für Migrantenkinder. "Jeder braucht etwas, von dem er weiß: Da bin ich gut." Margitta Kochman kann gut malen Margitta Kochman in ihrem Küchen- Atelier

Rainer Eienkel, 55, Opel-Betriebsrat, Bochum Sein Vater hat schon "beim Opel" gearbeitet, damals, Anfang der 60er Jahre.

Und nach der Realschule hat Rainer Eienkel als Elektrikerlehrling angefangen. 20 000 Menschen hatten zu der Zeit dort einen Job; mit viel Staatsgeld war Opel damals in Bochum angesiedelt worden.

Rainer Eienkel wurde Jugendvertreter und 1987 Betriebsrat. Seit 2004 ist er dessen Vorsitzender, im Mai 2010 erneut an die Spitze gewählt. Weil er zu kämpfen versteht.

Für den Erhalt der 6000 Arbeitsplätze, die bei Opel Bochum noch übrig geblieben sind. Aus dem unbekümmerten Angreifer ist ein erfahrener Abwehrstrategie geworden.

Er steht den Linken nahe, ist aber kein Parteimitglied. Sein ganzer Einsatz gilt der Verteidigung der Arbeitsplätze. "Wir wurden schon oft totgesagt", sagt

Rainer Eienkel trotzig, "aber uns gibt es immer noch. Und das wird auch so bleiben." Rainer Eienkel auf der Fertigungsstraße für den Opel Zafira

Klaus Tenfelde, 66, Historiker, Bochum
Dass Klaus Tenfelde Professor geworden ist, lag auch an seiner Körpergröße.

Nur vier Zentimeter fehlen ihm an zwei Metern, und das Flöz Helene, in dem er Anfang der Sechziger Kohle abbaut, war nur 60 Zentimeter hoch. Eine Narbe überm Auge erinnert noch heute an die Schuftereie des langen Kerls im engen Flöz. Später besuchte er das Braunschweig-Kolleg, um Abitur zu machen. "Das wollte ich schon mit zehn Jahren. Aber meine Mutter hatte kein Geld. Der Alte zahlte keine Alimente." Für einen typischen Aufsteiger aus dem Ruhrgebiet hält Tenfelde sich nicht. "Der machte Karriere in seinem Unternehmen oder über die Gewerkschaft und die SPD. Ich bin ein Bildungsbürger geworden." Ironie des Schicksals: Als Direktor des Instituts für soziale Bewegungen sitzt Tenfelde in der ehemaligen Zentrale der Bergarbeitergewerkschaft IGBE in Bochum.

Professor Tenfelde im Institut für soziale Bewegungen in Bochum

Werner Schmitz, 62, Journalist und Autor mehrerer Kriminalromane, war bis 2007 Reporter beim stern. Er lebt in Bochum